

Landschaft und Volksart (im Kanton Zürich)

Autor(en): **Weiss, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **58 (1962)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-115664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Landschaft und Volksart [im Kanton Zürich]

Von *Richard Weiss*, Küsnacht ZH

Die Stadt als Anfang und Mitte

Man muss mit der Stadt Zürich beginnen, wenn man vom Kanton Zürich reden will. Die Stadt gibt der Landschaft den Namen und die Einheit. Einst und jetzt, als mittelalterliches «nobile Turegum» und als moderner «zentraler Ort» der Ostschweiz, ist die Stadt historischer Anfang und räumliche Mitte eines Einflussbereiches, der in Kultur und Wirtschaft weit über die politischen Herrschaftsgrenzen hinaus spürbar ist. Der Kanton Zürich gehört zu den ausgesprochenen «Stadtkantonen» der Schweiz, und zwar hält Zürich die Mitte zwischen Basel-Stadt, das sozusagen nur Stadt ist, und Bern, in dessen modernem Kanton sich einzelne Teile gegenüber der Hauptstadt recht unzugehörig fühlen und gebärden. Der Kanton Zürich hat im staatlichen Neubau nach 1800 seine historisch gewachsene Einheit beibehalten können. Nicht nur politisch-territorial schliesst sich das zürcherische Staatswesen fest um die Hauptstadt, sondern auch verkehrsgeographisch ist es nach der natürlichen Mitte ausgerichtet. So wie heute die himmlischen Luftstrassen und die irdischen Eisenstrassen, so liefen schon die prähistorischen Wasser- und Landstrassen von Süd und Nord, von Ost und West nach Zürich und durch Zürich. Zürich ist in diesem Netz nicht nur Mitte, sondern auch Herz, dessen Pulsschlag einen Kreislauf antreibt, in dem Tausende von Menschen täglich von der Stadt angesogen und wieder ausgestossen werden: die sogenannten Pendler. Sie haben in der Stadt ihren Arbeitsplatz und ihre «Existenz», aber sie wohnen mit ihren Familien auf dem Lande. Bis an die Grenzen des Kantons und weit darüber hinaus reichen die den grossen Verkehrskanälen folgenden Pendlerströme. Sie «verstädtern» das Land – so sagt man – mit ihren Siedlungshäusern, Villen und Bungalows, mit ihren Autos, mit ihren Löhnen und ihrer Freizeit, mit ihren Ansprüchen, mit ihrem Lebensstil. In solcher Betrachtungsweise wird das

Mit Erlaubnis des Verlegers wiedergegeben nach Weiss' Originalmanuskript für den Bildband «Der Kanton Zürich» (Städte und Landschaften der Schweiz, herausgegeben unter der Leitung von Benjamin Laederer, Bd. 20. Editions Générales S.A., Genf 1962). Anmerkungen in eckigen Klammern sind von uns hinzugesetzt.

starke Herz der Stadt zum gierig saugenden Polypen. Der Stadtkanton erscheint als zunehmend verstädterter, nivellierter Kanton.

Doch gibt es auch die andere Betrachtungsweise, die in der unvermeidlichen Bevölkerungsmischung nicht nur städtische Verwüstung des Bauernlandes, sondern fruchtbare und fördernde Annäherung der Stände und ihrer Lebensformen sieht. Oft wird gerade der Städter und Pendler «verländlicht», und er ist dann der überzeugteste Vertreter eigenständigen örtlich-dörflichen Lebens. Der Bauer dagegen, der alt-eingesessene Landschaftsbewohner, «verstädtert», aber nicht nur im Sinne der Preisgabe des Bäuerlichen, Bodenständigen und Traditionellen; er gewinnt dabei neue Werte durch den Übergang zu modernen Wirtschafts- und Lebensformen sowie durch die selbstbewusste Verarbeitung dessen, was die Stadt an kulturellen Werten zu bieten hat. Selbst die «Bauernkulturelle Bewegung» oder der «Heimatschutz» oder die «Landschaftspflege» sind nicht denkbar ohne städtische Mitte, so gut wie einst die Physiokraten und Ökonomen der regierenden Stadt in den Bauerngesprächen und durch das Vorbild des «philosophischen Bauern» die geistige und politische Mündigkeit der Landschaft vorbereitet haben. Jenes Zürich des 18. Jahrhunderts, in dem man den idealen Ausgleich suchte zwischen der fortschrittsgläubigen Vernunft führender städtischer Köpfe und der natürlichen traditionsverhafteten bäuerlichen Landschaft, wurde im 19. Jahrhundert, im Volksbildungsjahrhundert, verwirklicht durch die für die zürcherische Geistesgeschichte so wichtige Regeneration. Und findet nicht das, was Aufklärung und Regeneration in Zusammenarbeit zwischen Stadt und Land erstrebten und erreichten, eine folgerichtige moderne Fortsetzung in den Ideen der Regionalplanung, welche die Förderung kultureller und industrieller Zentren auf der Landschaft zu ihrem Anliegen macht?

Die Verstädterung der Landschaft soll durch Stadtbildung auf der Landschaft bekämpft werden. Das scheint ein paradoxes Rezept zu sein. Und doch kann man nur auf diese Weise etwas unternehmen gegen das mit Recht gefürchtete Schreckbild einer uferlosen Stadt, die sich in gleichmässiger Verdünnung über die Landschaft hinzieht. Wohl müssen wir uns lösen vom romantischen Idealbild einer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, von welcher der sehnsüchtige Städter träumt. Es kann keine unberührt natürliche und keine rein bäuerliche Landschaft geben in einer technischen Welt, in der die Landwirtschaft selber notwendigerweise zur industriellen Landwirtschaft werden muss. Wenn wir das anerkennen, so sehen wir, was immer noch bleibt. Wir sehen die Wirklichkeit der Landschaft, die trotz städtischem Geist

und Ungeist ihr eigenes Gesicht wahr. Und in dieser Physiognomie suchen wir als Zeichen des Eigenlebens die lebendige Vielfalt der Volksart und die grossen Linien bleibender Naturgegebenheiten.

Vielfalt und Gliederung der Landschaft

Wie wir in einem geliebten Antlitz gern gewisse verborgene und doch bezeichnende Einzelzüge suchen und finden, so lockt es, das Bild eines gleichförmig verstädterten zentralisierten Zürichbiets Lügen zu strafen mit dem Hinweis auf jene unzähligen kleinen und eigenen Welten, die sich zwischen Agasul und Ottenbach, zwischen dem Bachtel und dem Rhein entdecken lassen.

Aber im Streben nach einer überschauenden Ordnung halten wir zuerst Ausschau nach den grossen und unwandelbaren Gliederungen. Da zeigt sich deutlich ein fast geometrisch anmutendes Bild, nämlich zwei Grenzzonen, die beide den Kanton halbieren und die sich in der Mitte, also in der Stadt Zürich, kreuzen, so dass das ganze Kantonsgebiet in vier Viertel aufgeteilt erscheint. Vier Rand- und Ecklandschaften sind es, welche die Viertel des zürcherischen Raumes und in ihm vier Arten von Zürchern bestimmen: im Südosten das Oberland, im Nordwesten das Unterland, im Nordosten das Weinland und im Südwesten das Knonauer Amt.

Die markanteste Grenzzone trennt ungefähr in der Linie Winterthur–Zürich die südliche von der nördlichen Kantonshälfte, nicht durch einen eisernen, sondern eher durch einen wässerigen Vorhang. Brockmann-Jerosch¹ hat ihn auf seiner Regenkarte der Schweiz festgelegt als eine Grenzlinie zwischen trockenen Mittellandgebieten (mit weniger als 100 cm Regen im Jahresdurchschnitt) und zwischen niederschlagreicheren voralpinen Gebieten. Damit ist es ihm gelungen, eine ganze Anzahl von Unterschieden zwischen dem nördlichen «Unterland» und dem südlichen «Oberland» mit einer eindeutig fassbaren Naturgegebenheit in Zusammenhang zu bringen, vor allem den auffallenden Gegensatz in den Siedlungsformen, den man früher aus verschiedenen völkischen Überlieferungen zu erklären versuchte: Die geschlossenen Dörfer des Unterlandes und des Weinlandes heben sich deutlich ab von den voralpinen Streusiedlungsgebieten, und derselbe Nord–Süd-Unterschied lässt sich dem Alpenrand entlang auch im Kanton Luzern und im Kanton Bern und weiterhin feststellen.

Dem einen Naturfaktor der geringeren Niederschlagsmenge im Mittelland – also nördlich unserer Scheidelinie – schliesst sich eine

¹ [H. Brockmann-Jerosch, Die Vegetation der Schweiz (Rübel, Beiträge zur geobotanischen Landesaufnahme, 12). Zürich 1925. Beilage I: Regenkarte der Schweiz.]

ganze Kette von Wirkungen und Lebenszusammenhängen an: Günstiges Klima für den Getreidebau > Dreifelderwirtschaft als mittelalterlich-frühneuzeitliche Betriebsart des Ackerbaus > Dreizelgenflur mit Streifenäckern als überlieferte Flurform dieser Agrargebiete > Mehrzweckhäuser mit einer Tenne zwischen Wohnteil und Stall, sogenannte «Dreisässenhäuser», als agrarische Hausform > alle Häuser einer Siedlung als Dorf zusammengefasst im Schnittpunkt der drei Zelgen (weil jedes Hinausbauen von Einzelhöfen in die Ackerzelgen unzweckmässig und verboten war) > das Dorf eingeschlossen vom dichten Obstbaumwald der «Bungerte» (Baumgärten) bei den Häusern, früher auch vom «Dorfetter», einem Flechtzaun, der die Siedlung und die Ackerzelgen schied > im geschlossenen Dorf der engnachbarliche Dorfgeist des Sich-Streitens und des Sich-Vertragens, dazu der bodenständig-konservative Geist des schollengebundenen Ackerbauern ... Das alles, komplex ineinanderwirkend, bestimmte bis an die Schwelle der Gegenwart Art und Geist des Unterländers und damit sein konservatives, solides unrevolutionäres Wesen und Gehaben, das höchstens vom Wein und Weinbau da und dort etwas aufgelockert ist und das bis in die neueste Zeit der Industrialisierung widerstand. Als «verliebt in die anererbten Gewohnheiten» hat Hirzel² die Unterländer im 18. Jahrhundert geschildert.

Im Gegensatz zu solchen Merkmalen, die Land und Volk des Unterlandes und des Weinlandes prägen, steht das viehwirtschaftlich gerichtete Alpenrandgebiet, woran der Kanton Zürich mit dem Oberland, mit dem Plateau vom Hirzel und mit dem südlichen Knonauer Amt Anteil hat. Im «Säuliamt» gingen Milchverarbeitung und Schweinemast Hand in Hand wie im benachbarten «Hirtenland» der Innerschweiz, mit dem die Ämtler, trotz der Kantons- und Konfessionsgrenze, auch in den Hausformen, in den Bräuchen, in der Mundart und in der Volksart manches gemeinsam haben. Luzern und Zug sind vielen Ämtlern vertrauter als Zürich. Entsprechendes gilt für die andere südlich-voralpine Randlandschaft, das Oberland, welches sich den alpwirtschaftlichen Viehwirtschaftsgebieten des Toggenburger- und des Appenzellerlandes anschliesst und das auch etwas von jenem bewegten politischen, ja revolutionären Geist mitbekommen hat, der den «Hirtenländern» eigen ist; auch die frühe industrielle Revolution im Zusammenhang mit der textilen Heimarbeit seit dem ausgehenden

² [J. C. Hirzel, Beantwortung der Frage: Ist die Handelschaft, wie solche bey uns beschaffen, unserm Lande schädlich oder nützlich, in Absicht auf den Feldbau und die Sitten des Volks? Zürich 1792.]

17. Jahrhundert hat das Oberland mit der voralpinen sankt-gallisch-appenzellischen Nachbarschaft gemeinsam.

So scheidet sich der Süden des Kantons in der Bewegtheit seiner Volksart, in der Streusiedlung, in der vorwiegenden Viehzucht, in der frühen Industrialisierung und in vielem anderen vom behäbigen Ackerbauernland im Norden und von der gemesseneren und schwerbeweglicheren Art seiner Bewohner.

Die Ost-West-Teilung des Kantons ist wohl weniger deutlich, weniger «natürlich», und doch immer wieder bemerkt worden, so vom Historiker Gerold Meyer von Knonau³, der in seiner Schilderung des Kantons Zürich 1844 feststellt, dass «auf der Westseite des Kantons» die «Nationaltracht» sich erhalten habe, insbesondere bei den Männern die barocken «Schlotterhosen» aus weissleinenem Zwillich, der aus bäuerlicher Selbstversorgung stammt. In der Tat waren im Westen des Kantons, im Amt und im Unterland, Teile der bäuerlichen Lokaltacht bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, ja im Wehntal bis ins 20. Jahrhundert, zu sehen, während am See, im Oberland, aber auch im Weinland, also im Osten des Kantons, die bäuerliche Kleidung schon im 18. Jahrhundert ohne örtliche Eigenart sich weitgehend nach der städtischen Mode richtete.

Gleich wie der Nord-Süd-Unterschied sich in die Stufung der vom Mittelland gegen das Alpengebiet zunehmenden Niederschläge einreihet, so kann man wohl auch die von Meyer von Knonau und anderen festgestellten West-Ost-Unterschiede als den zürcherischen Ausschnitt aus einer Skala betrachten, welche von der bernisch konservativen, mehr landwirtschaftlich orientierten westlichen Schweiz bis zu einer gewerblich bewegten Ostschweiz sich stuft. Der Berner sieht bekanntlich dieses Kulturgefälle als einen Abfall des Humanen, in welchem der Zürcher, nach einer bernischen Definition, gerade noch ein Mittel Ding zwischen einem Menschen – also einem Berner – und einem Ostschweizer sei. Zweifellos gibt es auch eine sankt-gallische Betrachtungsweise dieser Skala, die das Gefälle umgekehrt sieht; aber Zürich bildet wieder ungefähr die Mitte, bildet die kritische Grenze.

Damit wären wir zurückgekehrt zur Stadt als Anfang und Mitte, wo sich die kritischen Zonen zwischen Nord und Süd wie zwischen West und Ost schneiden, wobei wir noch hinzuzufügen hätten, dass der Verkehrskanal des Zürichseegebietes eine besondere Stellung in der skizzierten Vierteilung des zürcherischen Landschafts- und Kultur-

³ [G. Meyer von Knonau, Der Canton Zürich, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. (Gemälde der Schweiz, Bd. 1). St. Gallen/Bern 1844].

raumes einnimmt. Aber nun soll als Beispiel noch eines der zürcherischen Landschaftsviertel, das höchstgelegene und wohl auch problemreichste, im einzelnen und in seiner lebensvollen Sonderart vergegenwärtigt werden.

Ein Teil des Ganzen: Das Zürcher Oberland

Einem Photographen wie Jakob Tuggener kann bei guter Gelegenheit ein Bild gelingen, das jene Konstellation von Einzelzügen festhält, welche in natürlicher Zufälligkeit das Wesen des Ganzen sichtbar macht. Es ist kein «schönes» Bild, in dem das Oberland erscheint – kein Bild verwurzelter Bodenständigkeit, solider Behäbigkeit, zeitlosen bäuerlichen Lebens, wie es vielleicht im eigentlichen Bauernland draussen noch aufzuspüren wäre. Unser Bild des Oberlandes (Abb. 111 in «Zürcher Oberland» von Jakob Tuggener und Emil Egli, Wetzikon 1956) macht den Eindruck des Unharmonischen, Überladenen, ja sogar des Gestellten und Montierten. Auffällig in der Mitte steht oder liegt ein Alphorn, ein Alphorn, das hier im Zürcher Oberland sicher weniger «bodenständig» und am Platze ist als das Kleinmotorrad, das «Mopedli», an das es sich anlehnt. Jedenfalls passen die beiden in Samstagnachmittagsstimmung freundlich lächelnden Bürschchen in billigen «Airdress»-Jacken, aber mit guter Frisur, eher zum Moped als zum Alphorn, obwohl sie sich freundlich mit den Ziegen schäkernd dem Photographen gestellt haben. Im Hintergrund wartet, glänzend und neu, das Benzinhikel, bereit zur samstäglichen Landflucht, zur Fahrt vom kleinfäuerlichen Berghöflein ins Tal; aber das gleiche Vehikel bietet auch die Möglichkeit, in den Fabriken in Bauma unten dem Verdienst oder einer Lehre nachzugehen und doch täglich hierher zurückzukehren zum Kartoffelacker und zu den neckischen Geissen, die noch immer wie zu «Näbis Uelis» Zeiten die Kühe des Kleinbauern und der Arbeiterbauern geblieben sind.

Es ist eine merkwürdige Spannung, in welcher der Arbeiterbauer lebt: zwischen «Gwerbli» und Fabrik, zwischen altertümlicher Kleinbauernwirtschaft und den unberechenbaren Konjunkturschwankungen einer Exportindustrie, zwischen karger Bergnatur und trügerischem Geldverdienst, zwischen Alpen und Flachland. Diese Spannungen und ihre Erschütterungen haben den armen Mann aus dem Toggenburg, den Geissenbauern und Spinner Ulrich Brägger, schon im 18. Jahrhundert hinausgetrieben aus dem selbstgenügsam bäuerlichen Lebenskreis und aus dem naturhaft in sich ruhenden Sein – zum Selbstbewusstsein, zur Selbstanalyse, zu Shakespeare, zur Poesie. –

Ist das unpassende, irgendwoher importierte Alphorn in unserem Bild nicht des Knaben Wunderhorn, die Quelle der Poesie, mitten in einem unaufgeräumten und etwas schäbigen Alltag, zwischen Wäschekesseln und einer abbröckelnden eternitverkleideten Wand, gestützt auf das einzige Glänzende und Moderne, auf das Moped?

Das «verrückte» Alphorn im Zürcher Oberland, das seinen Klang über Wälder und Töbel und auch über öde Fabrikbauten und Reihenhäuser hingehen lässt, ist die Stimme aller jener «Volksdichter», aller jener echten und falschen Poeten, von denen es nirgends so viele gibt wie im Oberland und in den ähnlich unbäuerlichen und gegensatzreichen Nachbargebieten am Alpenrand. Alle Stufen der volkstümlichen und lokalgebundenen Poesie sind hier vertreten, angefangen bei Heinrich Leuthold, der hinaufreicht in die Literatur, der aber gerade in seinem fremdartigen, gelegentlich hohltönenden Pomp etwas Volkstümliches hat und in der unglücklichen Schwermut seines Lebensgefühls an die beiden repräsentativen Oberländer Volksdichter des 19. Jahrhunderts erinnert, an Jakob Stutz und an Jakob Senn, deren Selbstbiographien – «Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben» (1. Auflage 1853⁴) und «Ein Kind des Volkes» (1888) – trotz des zeitlichen Abstandes manche nachbarliche Verwandtschaft mit der Lebensgeschichte des armen Mannes aus dem Toggenburg zeigen. In den bis heute beliebten grünen Heften mit dem Titel «Heitere Stunden eines Fabrikarbeiters» von Heinrich Brandenberger, «Weber und Poet» († 1882), sprechen die hinter der Maschine ersonnenen und gereimten Gelegenheitsgedichte ihr von der Poesie erwartetes freundlicheres Dennoch. Sie sind eine Stimme aus dem Chor der vielen unbekannteren oder ungenannten Poeten, die in irgendeinem Heftchen oder Kalender, bald verschämt, bald unverhohlen Verse, Erzählungen, Chroniken oder gar «Theaterstückli» zum allgemeinen Besten gegeben haben. Aus diesem unübersehbar dichten Unterholz ragen einzelne Wipfel hervor: Welcher Teil des Kantons, ja welche Landesgegend überhaupt, hätte eine solche Zahl von Vertretern einer guten Lokalliteratur aufzuweisen wie das Zürcher Oberland? Um beispielhalber nur einige gegenwärtige zu nennen: Ernst Amacher, Fritz Brunner, Heinrich Brunner († 1960), Rudolf Kägi († 1959), Werner Glättli, Otto Kunz, Otto Schaufelberger, Hans Schranz ...

Charakteristisch für den nährenden und fruchtbaren Wurzelboden sind Typen wie jener vor wenigen Jahren verstorbene Gemeinderat eines abgelegenen Örtchens, der eigene Dichtungen neben solchen von C. F. Meyer (oder solchen, die er dafür hielt) effektiv und un-

⁴ [Neue Ausgabe: Pfäffikon (Zürich) 1927.]

befangen wiederzugeben wusste und der als selbstgelehrter Polyhistor und Sammler dem interessierten Besucher gern sein Haus zeigte, das bis unter das Dach hinauf gefüllt war mit kuriosen Raritäten aus aller Welt, von einem Fetzelein Stoff des glarnerischen Banners aus der Schlacht bei Näfels bis zu merkwürdigen Zapfen südamerikanischer Koniferen.

Die Vielfalt und die Verschiedenheit der Oberländer Talente ist auffällig. Es sind keineswegs nur die Dichter oder Kalenderpoeten, sondern auch Propheten aller Gattung vom Sektenstifter bis zum politischen Revolutionär, vom friedlichen Glaubensmann bis zum gefährlichen Aufrührer, die das Oberland in besonderer Zahl und besonderer Art hervorgebracht hat. Dass die Oberländer die unbequemsten und unruhigsten Untertanen der herrschenden Stadt Zürich waren, ist durch eine Untersuchung von Annemarie Custer⁵ sehr deutlich gemacht worden für die Zeit der Französischen Revolution; dasselbe gilt bis zurück in die Zeit Zwinglis und der Täuferbewegung und vorwärts durch das 19. Jahrhundert, wofür die zürcherische Rütlifeier, der jährlich vom ganzen Kanton begangene Gedenktag der Volksversammlung in Uster (1830), Zeugnis ablegt. Aber neben unruhigen Köpfen wie dem Rellsten Felix, dem unglücklichen Fabrikenstürmer, oder neben politisch wagenden Persönlichkeiten wie dem Müller Heinrich Gujer von Bauma, dem ersten Redner des Ustertages, stehen scharfsinnig forschende Naturtalente der Wissenschaft wie Jakob Messikommer, der Entdecker der Pfahlbauten bei Robenhausen am Pfäffikersee, oder Hans Jakob Isler, der bei Tag ein schlichter Bauer in Hermatswil, bei Nacht ein fachwissenschaftlich forschender Astronom in seiner selbstgebauten Sternwarte war. Und ebenso gehören zum Oberland jene Männer, denen das arme Waldland seine wirtschaftliche Blüte verdankt, die Unternehmer, beispielsweise Caspar Honegger (1804–1884), der mit der Erfindung des Honegger-Webstuhls die Maschinenindustrie Hand in Hand mit der älteren Textilindustrie entwickelte. Diesem Honegger von Rüti folgt eine ganze Reihe von bedeutenden Industriellen mit den einheimischen Namen Oberholzer, Spörri, Schaufelberger, Wild. Männer der Tat und des Erfolges sind auch der «Bankvater» Nationalrat Keller, der Gründer der Kantonalbank, oder der «Eisenbahnkönig» Guyer-Zeller, der Erbauer der Jungfraubahn und zugleich der Ersteller eines ganzen Netzes von romantischen Waldwegen in seiner Oberländer Heimat. Es ist höchst bezeichnend für das Wesen des Oberländers, dass ein Pionier der

⁵ [A. Custer, Die Zürcher Untertanen und die französische Revolution. Diss. Univ. Zürich 1942.]

Technik wie dieser Guyer-Zeller zurückfällt in eine versponnene Naturromantik oder dass der Textilunternehmer Oberholzer vom Sagenrain zugleich das Haupt einer religiösen Gemeinschaft ist. Es mag als ungereimt und willkürlich erscheinen, schwermütige und lebensuntüchtige Poeten wie Jakob Stutz mit Erfindern und Unternehmern wie Caspar Honegger als typische Oberländer zusammenzuzählen oder die vielen Sektengründer mit dem Kantonalbankgründer in einem Atemzug zu nennen, und doch erweist es sich als richtig, nicht nur weil Propheten und Sektierer machtgerig, ja auch geld- und prunksüchtig sein können, wie etwa die Geschichte vom Goldschatz der Auferstehungssekte in Oetwil⁶ zeigt, und nicht nur, weil Industrielle auch Heilige sein können wie der Franzose Harmel oder doch Fromme wie der Oberländer Oberholzer vom Sagenrain: Umweltbezogen und innerlich ist der aktive Unternehmertyp verwandt mit dem spintisierenden Grübler oder Poeten, denn die Armut dieser Landschaft erzeugt Reichtum, und durch Druck wird eine Gegenkraft hervorgebracht, die im Reich des reinen Geistes dichterische Gestalten schafft, in der industriellen Wirklichkeit aber Fabriken, Maschinen und rastlose Arbeit.

Das gilt für den Unternehmer Honegger, der als Zehnjähriger neben der Schule neun Stunden Nacharbeit in der Fabrik zu leisten hatte, es gilt auch für jene vielen ungenannten Fabrikarbeiter, Spinner, Poeten und Heiligen, bei denen Armut und Druck nach innen wirkten, innere Bewegtheit hervorbrachten und einen unausmünzbaren Reichtum erzeugten.

Der Blick auf die ursprüngliche Natur und auf die darin wachsende Kultur zeigt im Oberland das Erstaunliche, dass das spätbesiedelte, von Tobeln zerrissene Waldland im oberen Tösstal, welches nach Aussage des Geographen Hans Bernhard⁷ schlechtweg siedlungsfeindlich ist, in nachmittelalterlicher Zeit von einem dichten Netz von Einzelhöfen und Weilern überzogen worden ist und im 18. Jahrhundert seine Bevölkerung verdoppelte und die Zahl seiner Eheschliessungen vierfachte, während draussen im fruchtbaren, siedlungsgünstigen, von der Natur in jeder Hinsicht bevorzugten ackerbäuerlichen Mittelland die Bevölkerung stagnierte, zahlenmässig und auch kulturell. Die erstaunliche Prosperität des armen Oberlandes erklärt sich nicht allein aus der mühseligen Berglandwirtschaft der Geissenbauern und Kälberzüchter; auch der Fleiss der Köhler, der Korber und der Schnitzer,

⁶ [H. Messikommer, Die Auferstehungssekte und ihr Goldschatz. Zürich 1908.]

⁷ [H. Bernhard, Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des Tösstaales. Diss. Univ. Zürich 1912.]

die den einzigen Rohstoff des Waldlandes verwerten und im Hausierhandel Geschnitztes vertreiben, liess keine irdischen Reichtümer entstehen, dafür aber den Spitznamen «Chelleländer» oder «Geltemannä», mit dem charakteristischen Nebensinn des hinterwäldlerisch Beschränkten ... Die grosse Bevölkerungsvermehrung und der wirtschaftliche Aufschwung kann nur erklärt werden durch den «Seegen der Fabriquen», wie J. C. Hirzel im ausgehenden 18. Jahrhundert sagt, das heisst durch die Möglichkeit, unter teilweisem oder vollständigem Verzicht auf den bäuerlichen Erwerb sich im armen Wald- und Bergland ein Auskommen zu schaffen mit textiler Heimarbeit im Verlagsystem und später mit der Arbeit in den eigentlichen Fabriken des 19. Jahrhunderts.

Warum sich hier, in den spätbesiedelten landwirtschaftlich ungünstigen Randzonen zwischen Alpen und Mittelland – ähnlich wie im Jura – die Frühindustrie festsetzte, auf deren Boden sich die für das wirtschaftliche Gedeihen der Schweiz entscheidende und unentbehrliche Fabrikindustrie des 19. Jahrhunderts entwickelte, das ist soeben von Rudolf Braun⁸ für das Zürcher Oberland in Berücksichtigung der komplizierten Wechselwirkung natürlicher, rechtlicher, wirtschaftlicher, siedlungsgeschichtlicher und sozialer Faktoren untersucht worden. Hier sei nur eine wesentliche Wirkung hervorgehoben: Schon im 18. Jahrhundert ist im Oberland ein neuer, unbäuerlicher Menschenschlag entstanden, der nicht nur die bäuerlichen Maßstäbe von Familie, Eigentum, Sachwert und göttlicher Allmacht verloren hat, sondern auch neue Werte und Begriffe ausbildete, welche die moderne Welt bestimmen und welche in diesen «Frühindustriengebieten» die industrielle und soziale Revolution des 19. Jahrhunderts als Evolution ablaufen lassen. Zwei beherrschende Begriffe, die den modernen Typ des Arbeiters und Unternehmers bestimmen, «Zeit» und «Geld», sind dem Oberländer Spinner schon im 18. Jahrhundert völlig vertraut. Die Arbeit nicht nur, sondern auch das Leben wird bemessen in «Schnellern», das heisst in bestimmten Umlaufzahlen des gesponnenen und gehaspelten Fadens, im Arbeitseffekt also, dessen Gegenwert das Geld ist.

«Der Segen war groß by ihrer Arbeit
Der Rast hat ihr kein Mol versait»,

dichtet Jakob Stutz von einer Spinnerin. Im «Rast», das heisst hier im erfüllten Arbeitspensum, bemisst und zeigt sich der «Segen». Bei

⁸ [R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland). Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1960.]

dieser Säkularisierung des Segens oder – umgekehrt – bei der Heiligung der Arbeit als messbarer Leistung liegt es nahe, an die von Max Weber behauptete Abhängigkeit des modernen kapitalistisch-industriellen Geistes von der calvinistischen Bewährungslehre zu erinnern. Doch gibt es eine sozusagen autochthone reformiert-zürcherische Entwicklung des «protestantischen Arbeitsethos», welches neuerdings von Klara Vontobel⁹ untersucht worden ist und dessen Früchte schon im 18. Jahrhundert der Ökonom J. C. Hirzel im Vergleich mit den sozusagen «unterentwickelten» katholischen Gebieten aus der «seligen Reformation» erklärte. Die Reformation hat zwar jede Art von Werkheiligkeit verpönt; aber dafür trat an die Stelle der Werkheiligkeit eine «Arbeitsheiligkeit», wenn wir so sagen wollen, jene «industriöse» Gesinnung und Betriebsamkeit, welche Goethe in den Gegenden am oberen Zürichsee bewunderte und die in der nachfolgenden liberalen Entwicklung geradezu zum populären Heilsgedanken und zum Ersatz für das Wort der Gnade geworden ist. Mein Grossvater hat mir oft erzählt, dass sein Bruder auf dem Totenbett sich beim Besuch des Pfarrers umgedreht habe mit den Worten: «Ich habe nichts zu beichten, ich habe meiner Lebtag nur gearbeitet und recht getan ...» Der Psalmvers «... und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen» gehört zu den beliebtesten Abdankungstexten, «Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen», zu den meistzitierten Bibelworten, «Vergäbisfrässer» oder «Armehüüsler» war vor der Zeit der jüngsten Sozialversicherungswerke das schlimmste Schimpfwort und das Schreckgespenst alternder Leute.

Zweifellos bietet das Zürcher Oberland das Musterbeispiel und eine vorbildliche Frühform der «Arbeitsheiligkeit», auf welcher der zürcherische (und weiterhin der schweizerische) Wohlstand und die moderne Entwicklung der Industrie beruhen, einer Industrie ohne eigene Rohstoffe und ohne günstige Verkehrslage, die nur von der Arbeitstüchtigkeit, populär gesagt vom «Krampferevangelium», lebt. Aber man darf im Oberländer nicht nur den Typus des säkularisierten abstrakten Arbeiters sehen. So wie sich hier der Fabrikler und der Geissenbauer verbanden zum Mischtypus des Arbeiterbauern, so sind auch der Fabrikler und der «Ständler» in vielen Fällen eins. Die Verbindung von verinnerlichter, oft sektenhafter Frömmigkeit mit industrieller Arbeit muss für die Zeit der Heimindustrie und der frühen Fabrikarbeit geradezu als charakteristisch angesehen werden. Wenn das Wort «spinnen» die übertragene Bedeutung einer besonders feinen, aber

⁹ [K. Vontobel, Das Arbeitsethos des deutschen Protestantismus von der nachreformatorischen Zeit bis zur Aufklärung. Bern 1946.]

auch abnormen Geistestätigkeit bekam, hat das seinen Sinn darin, dass die einseitige und eintönige manuelle Tätigkeit des Spinnens am Spinnrad oder an der Maschine nach geistig-seelischem Ausgleich verlangt, den der Bauer in dieser Art nicht nötig hat. Den Bedürfnissen des Arbeiters genügt der bäuerlich-alttestamentliche Gott nicht mehr, auch nicht die landeskirchlich-orthodoxe Sonntags- und Werktagspredigt. So wendet er sich immer neuen religiösen Bewegungen zu. Fast alle Glaubenserneuerungen und Sektenbewegungen haben im Spinner- und Webervolk des Zürcher Oberlandes von jeher ihren Rückhalt und ihre bleibenden «Gemeinschaften» gefunden, von den Täufern über die pietistischen Bewegungen bis zu den verschiedensten modernen Sekten angelsächsischen und andern Ursprungs, den Ernsten Bibelforschern, den Neuapostolischen, den Baptisten, den Darbisten, den Fröhlichianern, den Irvingianern und anderen.

Sicher soll man keine einseitige oder ausschliessliche Kausalität zwischen der industriellen Handarbeit und dem Sektenwesen annehmen; die Täuferbewegung hat schon vor der Industrialisierung im abgelegenen Oberland ihr Refugium gefunden. Aber man wird doch bei manchen Erscheinungen und Eigentümlichkeiten des Oberlandes nicht zufällig an Gerhart Hauptmanns «Weber» erinnert, wo in dokumentarisch-naturalistischer Erfassung das Schicksal der schlesischen Handweber abrollt; der Verzweiflungsausbruch gegen die Fabriken ist zeit- und wesensnahe dem Fabriksturm und -brand, welcher im Zürcher Oberland anlässlich der zweiten Wiederkehr des Ustertages, 1832, ausbrach.

Das stofflich, nicht dichterisch, den «Webern» entsprechende Dokument der Ereignisse fehlt auch im Oberland nicht: Schon vier Jahre nach dem Ereignis erschien das vierteilige Dialektschauspiel des Volksdichters Jakob Stutz¹⁰ mit dem deutlichen Titel: «Der Brand von Uster oder: die Folgen verabsäumter Volksaufklärung», in dem das Ereignis im Sinne des Zeitgeistes verarbeitet und historisiert wird. Trotz aller Unterschiede nicht nur der dichterischen Spiegelung sondern auch der historischen Geschehnisse an sich bleibt die Übereinstimmung in den Grundzügen und in den allgemeinen Voraussetzungen von Natur und Kultur: Hier im Oberland wie dort im Vorland des schlesischen Eulengebirges die natürliche Abgeschiedenheit eines Wald- und Gebirgslandes, mit dem «Hinterwäldlerischen», mit dem «Köhlerglauben», mit der Holzschnitzerei, welche das Spielerisch-Künstlerische wie das Industriöse weckt. Und schliesslich das «Spinnen»: Hier wie dort

¹⁰ [J. Stutz, Gemälde aus dem Volksleben nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart. Teil 3. Zürich 1836.]

setzt sich die frühe Textilindustrie an, die in gutbäuerlichen Gegenden nicht über die Selbstversorgung hinausgeht, hier wie dort findet hinter dem Spinnrad wie später am Webstuhl der bei mechanisierter Arbeit unbeschäftigte Geist seine Freiheit zu forschen, zu grübeln, zu spintisieren; er sucht einen geistigen Standort in einer unsichern Welt, in der man nicht bäuerlich verwurzelt und selbstverständlich bodenständig sein kann.

Wie aus dem siedlungsungünstigen Waldland ein Industrieland wurde, wie Dörfer mit den sprechenden Namen Bauma, Wald, Rüti von verstreuten Weilersiedlungen zu geballten Industrieorten des 19. und 20. Jahrhunderts wurden, wie sich hier, «gegen die Natur» und doch von ihr bedingt, ein eigenes Siedlungsbild, eine eigene Kultur- und Lebensform, ein eigener Menschenschlag entwickelte, das lässt sich im ganzen Geflecht von Ursachen und Wirkungen kaum überblicken, geschweige denn in Kürze darstellen. Aber dem fremden, doch aufmerksamen Wanderer in dieser Landschaft fallen als sichtbarste Zeichen dieses schicksalhaften Werdens die wie abgelegte Hüllen fort-dauernden menschlichen und gewerblichen Behausungen in die Augen: Die charakteristischen «Flärze», das sind aneinandergebaute Reihenhäuser unter flachem, alpin anmutendem «Tätschdach». Sie entstanden zur Zeit der frühindustriellen Bevölkerungsvermehrung seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, indem die bestehenden Kleinbauernhäuser bei Familienvermehrung und Erbteilung durch Anbau von Zellen wie Bienenwaben vergrößert wurden, so dass die frühen Wohnkonglomerate dieser Art als «Familienflärze» bezeichnet werden könnten; später gingen die Teile solcher Reihenhäuser durch Verkauf auch an Eigentümer ausserhalb des Familienverbandes über. Die winkelhafte idyllisch, oft skurril anmutenden Flärze der guten alten Zeit entsprechen den sauber geplanten Arbeitersiedlungen von heute. Das Zwischenglied aber sind die «Kosthäuser», die im 19. Jahrhundert von Fabrikherren errichtet wurden als nüchtern kasernenartige Wohnblöcke, welche den Zustrom der Arbeiter aufzunehmen hatten: die verstreuten Bergsiedlungen entvölkerten sich, und bei den neuen Fabriken im Tal entstanden erst jetzt Dörfer. Die Kosthäuser, noch immer als billige, betriebseigene Wohnungen gern benutzt, bestimmen in ihrer notvollen Sachlichkeit zusammen mit den geometrisch regelmässigen Fensterfronten der weissgekalkten Fabrikbauten des 19. Jahrhunderts den Charakter dieser Oberländer Industriedörfer.

Und doch führt das alles nicht zur Industriestadt, ist überhaupt nicht städtisch: Der Waldhauch und die frischen Bergbäche strömen aus den tiefeingeschnittenen Tobeln unmittelbar in die Dörfer und in die

Fabrikkasernen selber hinein. Auch der Arbeiter als moderner Fabrikarbeiter ist im Oberland kein Städter geworden. Dass unmittelbar hinter einem Fabrikgebäude Kühe weiden und die Alpweiden beginnen, entspricht jener Gegensätzlichkeit, die wir aus dem anfangs betrachteten Bilde des Oberlandes herausgelesen haben. Es ist die Spannung, aus der das Oberland lebt und schafft und dichtet. Das Alphorn auf dem Moped ist doch kein leerer Wahn.